

Gekürzter Transkript der Podiumsdiskussion vom 2.3.2017

Ort: Auditorium Willy S. Hirzel, Landesmuseum Zürich

Teilnehmer: Chris Dercon, Sam Keller, Lukas Gloor, Peter Haerle

Moderation: Ewa Hess

Chris Dercon: Das Museum ist seit der Aufklärung, denken Sie an die Versprechungen vom Louvre – Liberté, Egalité, Fraternité – ein Versprechen an das Kollektiv und zugleich ein Versprechen an das Individuum. Das Museum hat nämlich beides, das Kollektiv und das Individuum. Denn eine Ausstellung ist nur gelungen, wenn ganz viele Leute kommen, jedoch das Individuum seine eigene Sicht auf das Kunstwerk, auf die Ausstellung entwickeln kann.

Plötzlich sagen die Leute: Ich will selber entscheiden, warum ich in dem Museum bin, was ich sehen will.

Das ist 2003 erstmals mit Ólafur Elíassons The Weather Project passiert, als Massen kamen, die nur tun wollten, was sie selber wollten. Die wollten ihre eigene Kunst zeigen, ihre eigenen Happenings machen, Kindergarten, Picknicks, Sleepovers, Love and Sex. Das war zunächst ein Problem, aber plötzlich war es auch die Lösung für das Problem: Es muss Räume für heterogene Programme geben, für Kuratiertes und für Selbstbestimmtes. Diese Flexibilität wird die Architektur in der Zukunft prägen.

Lukas Gloor: Damit sprechen wir hier von dem, was früher Festarchitektur hiess. Man schafft einen Rahmen, in dem sich Menschen begegnen können, in dem sie Freude haben können, an den sie sich gerne zurückerinnern. Aber das ist natürlich nur ein Teil der Aufgabe, die ein Museum hat. **Ein Museum ist auch ein Ort des historischen Bedenkens.**

Wie kann ich eine schwierige Materie so aufbereiten, dass ich ein grösseres Publikum anspreche, ohne damit gleich den Anspruch verbinden zu müssen, dass ich zu Millionen spreche?

Wir versuchen also eine Art Mittelschicht glücklich zu machen, die ihre eigenen, persönlichen Interessen vertiefen will und mit neuen Erfahrungen aus einer gut gemachten Ausstellung nach Hause kommen will. Das ist etwas anderes als das Gefühl des gemeinschaftlichen Erlebens, das in der Festarchitektur im Vordergrund steht.

Sam Keller: Unser Verständnis, von was unser Museum ist, ist nicht nur ein Gebäude, wo Kunst ist, es ist ein Gelände, es ist ein Park, in diesem stehen Skulpturen, in diesem gibt es ein Restaurant, es gibt Natur da drin und es gibt ein Gebäude, das mit diesem Park kommuniziert, und es gibt Kunstwerke, die mit dem kommunizieren.

Tatsächlich ist es sehr schwierig, die Bedürfnisse unter einen Hut zu bekommen, gleichzeitig. Die Fondation Beyeler macht heute etwa 50 kulturelle Veranstaltungen pro Jahr und muss bisher zwischen Ausstellungen von Kunst und Veranstaltungen verhandeln.

Das Wichtigste für ein Kunstmuseum bleibt seine Sammlung. Das Konzept unserer Gründer war: dass man nicht für das Lager sammelt, sondern zum Ausstellen.

Menschen haben in einem Kunstmuseum ganz unterschiedliche Bedürfnisse, von Kontemplation bis zu einem Gemeinschaftserlebnis. **Das Museum von heute ist nicht nur ein Museum für Objekte, sondern auch für Menschen.**

Lukas Gloor: Unsere Sammlung ist in der Mitte des letzten Jahrhunderts entstanden, in den 1950er-Jahren. Die Vorstellung: Kaum habe ich mal drei

Bilder, fange ich schon an, mir Gedanken über den Architekten zu machen, der mir dazu das Museum baut, war damals noch nicht verbreitet. **Die schönste Anerkennung, die ein privater Sammler erhalten konnte, kam vom öffentlichen Museum**, wo die Kompetenz versammelt war.

Die Entscheidung im Fall der Stiftung Bührlé ist auch in Hinblick darauf gefallen, dass die Dichte neuer Museen fast täglich wächst, und dass man sich gut hat überlegen muss, ob ein Alleingang zu verantworten ist.

Die Bilder, die von der Stiftung Bührlé gestiftet sind, sind wirklich gestiftet. Da gibt es keine Hinterausgänge, um diese Bilder irgendwann doch auf den Markt zu bringen. Das macht es für die öffentliche Sammlung einfacher, mit uns eine Partnerschaft einzugehen.

Wir alle wissen nicht, wie die Welt in 20 Jahren aussieht. Und wir wissen nicht, ob dann dieses Modell noch funktionieren muss oder kann.

Chris Dercon: Das, was Sie tun, ist unglaublich wichtig. Viele Privatmuseen denken nicht über Nachhaltigkeit nach. Es gibt so viele Privatmuseen, die geschlossen sind, und immer mehr private Museen sagen: Wir sind halb offen, wir sind halb öffentlich.

Peter Haerle: Die Grosszügigkeit der Mäzeninnen und Mäzene zeigt sich bei den Bedingungen für Schenkungen oder Leihgaben. **Ich hätte mir gewünscht, dass die Bührlé-Sammlung gesagt hatte: Da ist die Sammlung und ihr könnt damit machen, was ihr wollt. Das war nicht so.**

Gerade in Zeiten, in der die öffentlichen Museen keine Ankaufsetats mehr haben, können sie in diesem Wettbewerb nicht mehr mithalten. **Wenn sie ihre Sammlungen erweitern wollen, sind sie auf Schenkungen angewiesen.** Man muss darum aufpassen, dass man sich nicht zu sehr einengen lässt.

Lukas Gloor: Ich bin genug Sammlungshistoriker, um zu wissen, wie viele Jahrzehnte amerikanische Museen dagegen gekämpft haben, sich endlich von diesen Bedingungen zu befreien, die den Rundgang durchs Museum zu Rundgängen der immer wieder gleichen Sammlungen privater Donatoren gestaltet haben. Die Aufgabe des Museums wäre aber die Geschichte der künstlerischen Entwicklung als Ganzes darzustellen.

Doch wird uns die Sammlung Bührle, als Einheit ausgestellt, die Möglichkeit geben, zu zeigen, wie man in der Mitte des 20. Jahrhunderts Kunst betrachtet hat, der Blick auf die Kunstgeschichte, **die Auswahl, die Emil Bührle damals getroffen hat.** In unserer heutigen Kunstwelt lebt noch sehr viel von dem weiter, was die grossen Parameter der Moderne gewesen sind, die Frage der Originalität eines Kunstwerks, die Frage eines Fortschreitens der künstlerischen Entwicklung. Das sind Themen, die wir in dieser historischen Sammlung Bührle sehr schön zeigen können.

Sam Keller: Wenn wir darüber nachdenken, was für ein Museum wir wollen, müssen wir davon ausgehen, dass wir nicht einen Typus von Museum, sondern eine Vielfalt wollen. Eine Vielfalt von Kunst und Künstlern, **wir wollen auch eine Vielfalt von Museen.** Wir lernen alle voneinander. Und wir lernen nicht nur von den guten Beispielen, wir lernen auch von den Fehlern.

ich habe mit Ernst Beyeler darüber gesprochen: Möchtest du, dass das nur deine Sammlung bleibt? Da hat er gesagt: Nein, unter einem Dach können auch andere Sammlungen kommen. Aber schlussendlich sollte das Prinzip, nach dem die Kunst geordnet ist, ein künstlerisches sein, vom Kunst aus herkommen.

Wir sind selber erstaunt, wie wandlungsfähig Museen sind. Darum würde ich dafür plädieren, dass verschiedene Museen verschiedene

Strategien ausprobieren, aber auch offen darüber diskutieren. Und dass wir nicht einfach sagen: Das ist die Formel, nach der alle agieren müssen.

Es ist wichtig, dass es einen Dialog zwischen den Sammlern und den Sammlungskonservatoren, der Gesellschaft und dem Museum gibt. **Und das Museum reagiert heute sehr schnell, vielleicht manchmal zu schnell,** auf was die Öffentlichkeit sagt.

Chris Dercon: Für Walter Benjamin ist sammeln eine fröhliche Erfahrung, eine kindliche Erfahrung, immer wieder neu und anders sammeln, in diesem Sinn auch politisch, sozialpolitisch. **Beim Sammeln geht es nicht nur um Besitz.**

Chris Dercon: Ich bin kein Don Quichotte. Wir haben immer weniger Geld. **Deswegen müssen wir mit den Sammlern gemeinsam eine Form von kultureller Produktion und eine Form von kulturellem Mehrwert zustande bringen.**

Die Erweiterungsbauten müssen für die Museen die letzte Lösung sein, die allerletzte. Man muss erst alles untersuchen, wie man das Museum neu organisieren kann, anders gestalten kann, was man mit Ausstellungen verbessern kann. Jetzt ist es so, dass man erst an einen Erweiterungsbau denkt – und dann gehen die Sachen schief wie im Met.

Die Turbinenhalle der Tate ist jetzt, wie in einer Stadt, ein öffentlicher Platz. Das finde ich auch das Tolle an dem Kunsthaus Zürich, dass Chipperfield auch an diesen urbanen Raum gedacht hat.

Sam Keller: Die Wahrheit ist ja, dass die privaten Sammler die besseren Sammler sind als wir Kuratoren. Das muss ich einfach sagen: Auch in den öffentlichen Kunstsammlungen wurden viele der wichtigsten Werke von privaten gesammelt.

Das Verhältnis von Privatsammlern und Museen ist ein Problem, weil es da einen starken ökonomischen Druck gibt. In den Sammlungen, die früher geschenkt wurden, war nur ein kleiner Teil von einem Vermögen. Heute verletzt die Schenkung den Pflichtanteil von Kindern, es ist eine komplizierte Sache geworden, die nicht nur mit der Kunst zu tun hat, sondern auch mit dem Geld. **Die meisten Kinder haben keine Lust, in den gleichen Kunstwerken und Möbeln wie ihre Eltern zu leben.**

Die Sammler tun sich selber keinen Gefallen, wenn sie zu egoistisch sind, weil am Schluss sie auch ihrer eigenen Sammlung schaden. Die Museen tun sich keinen Gefallen, indem sie sagen: Am besten wird das vor dem Museum abgeladen, weil um eine Sammlung herum ist viel Wissen vorhanden.

Peter Haerle: Der Erweiterungsbau in Zürich hat ja schon eine 20-jährige Geschichte, das hat mit unserem direktdemokratischen System zu tun. Ich bin froh, dass es bei uns so lange gedauert hat.

Wir haben nicht nur über den Baukredit abgestimmt, sondern wir haben über eine Erhöhung der Betriebssubventionen und über eine Erhöhung der Rückstellung für das Gebäude abgestimmt.

Das finde ich jetzt an der Züricher Lösung sehr gut, dass man bei dieser Abstimmung vom Volk legitimiert bekommen hat: vier Millionen mehr Subventionen und drei Millionen mehr für die Rückstellung.

Chris Dercon: Wir haben in den letzten fünf Jahren gelernt, dass Museen für morgen, für die nächste Generation ganz anders ausgestattet sein müssen. Plötzlich sagen die neuen Covers von unseren Kunstmagazinen: Das neue Museum ist wie ein Schatzhaus für die Menschen.

Ewa Hess: Vielleicht ist das der Moment, in dem wir über diese grosse Halle sprechen sollen, die nicht nur für Kunst bestimmt ist, die ein urbaner Ort ist,

wo sich Menschen treffen, wo sie ihre Mails checken, wo Kinder herumkrabbeln, wo Homeoffice erledigt wird, wo auch Kunst konsumiert wird – das ist ja das Mantra des Museums der Zukunft. Ist diese grosse Halle wirklich das A und O des neuen Museums?

Lukas Gloor: Es ist immer gefährlich, **wenn man die grossen Ereignisse der grossen Städte der Welt auf eine Stadt wie Zürich überträgt**, denn da sind andere Voraussetzungen, da ist ein anderes Umfeld vorhanden. Die Schweiz hat eine Museumsdichte wie wohl selten auf der Welt. Diese Halle, die gebaut wird, ist ein grosser Wurf, der wahrscheinlich die obere Grenze des Wachstums bezeichnet.

Wie intensiv sie als öffentlicher Ort genutzt wird? **Es steht gratis Wi-Fi zur Verfügung, ohne Konsumationszwang, und man muss sich fragen: Wozu braucht es dann noch die Kunst?**

Peter Haerle: **Ob diese Halle funktionieren wird oder nicht, das wissen wir alle nicht, es ist ein teurer Versuch.** Ich persönlich finde diese Geste spannend.

Diese Halle ist nicht einfach nur Halle, sondern die hat ganz viele Funktionen. Und **man wird von dieser Halle auch verschiedene Kunstwerke sehen. Ein Einstieg**, gerade für Menschen, die sich nicht gewohnt sind, Museumsluft zu schnuppern.

Chris Dercon: Das Spannendste für das Museum ist die Kunst. **Kunst ist eine Einladung zum Fremdgehen, zum Fremdeln, zu etwas Fremden. Und das brauchen wir heute.**

Wir haben in der Tate entschieden, es gibt überall Wi-Fi, aber nicht in den Räumen von Rothko und Richter. Und die Leute bekommen eine Panik! Kein WiFi!

Ewa Hess: Damit sind wir, glaube ich, bei der Frage nach der Qualität eines Museumbesuchs angelangt. Was macht eigentlich diese Qualität aus, Lukas Gloor?

Lukas Gloor: Das Museum muss im Gegenteil Vertrauen schaffen, Sicherheit geben. Der Besucher möchte sich im öffentlichen Raum dennoch sicher bewegen können. Dazu darf auch die Kunst beigezogen werden. Wenn ich in ein Haus trete, das ich vor vielen Jahren schon einmal besucht habe, freut es mich, wenn ich etwas wiedersehe, das ich vor zehn Jahren schon gesehen habe.

Das Kunsthaus Zürich hat diese Tradition, das ist ja gebaut worden um eine Sammlung, die 1910 topaktuell war. Man hat Hodler-Säle gebaut, die für nichts anderes zu brauchen sind. **Jemand, der vor 20 Jahren in Zürich war und jetzt wiederkommt, der erkennt das Museum wieder. Er wird seine Erinnerungen an Hodler mit Zürich verbinden, er wird etwas nach Hause nehmen, das nicht austauschbar ist.**

Sam Keller: Für mich steht etwas anderes im Zentrum: Ein Künstler schafft ein Kunstwerk. Und dieses Kunstwerk kommuniziert. **Das Spannende in einem Museum ist, dass ich nicht im vornehinein weiss, welche Erfahrungen ich mit der Kunst mache.** Die Aufgabe eines Kunstmuseums ist, diese breite Palette von Erfahrungen zu ermöglichen. Und der Kunst zu vertrauen, dass sie etwas mit dem Besucher machen wird.

Natürlich ist auch unsere Aufgabe zu vermitteln, zu bilden usw., aber das Kunstwerk selber hat eine Kraft. **Wir müssen das Kunstwerk nicht bevormunden.**

Chris Dercon: Wir müssen den Mut haben, unsere Sammlungspolitik oder Ausstellungspolitik zu befragen. **Ich wünschte mir so sehr, dass bestimmte Stücke aus dem Museum der Gestaltung oder dem Rietberg**

im Kunsthaus Zürich zusammenkommen kommen können und auch umgekehrt. Wir müssen da flexibler sein. Es kann nicht mehr sein, dass ein Direktor oder Kurator sagt: Das ist mein Kunstwerk. Das ist meine Abteilung. Das ist Gott sei Dank vorbei. (Applaus)

Peter Haerle: Die Identität bildet sich einerseits über die Versicherung und andererseits über die stetige Verunsicherung. Ein Museum hat eben beide Aufgaben.

Ich glaube, es ist schön, wenn man auch nach 20 Jahren in sein Museum in seiner Stadt kommen kann und weiss: Dort hängt eben der Hodler. **Mein Großvater ist jeden Samstagmorgen nach Zürich gefahren, ins Kunsthaus, in die Sammlung – über Jahre. Er hat immer das Gleiche gesehen. Aber ich glaube, er hat immer wieder Neues gesehen.**

Chris Dercon: Dennoch muss man sich fragen: Wie weit kann das Museum gehen? **Inwieweit kann das Museum alles absorbieren – Tanz, Veranstaltungen, Politik, alles Mögliche –, bis das Museum explodiert?**

Die Wahrheit ist: Das Museum explodiert schon jetzt. Die Events in der Tate Modern, in den Tate Late Nights, haben mittlerweile ein Publikum von 20.000 Kids.

Peter Haerle: Man will Erfolg haben, möglichst viele Zuschauer. In Zeiten der knapp werdenden Finanzen schaut man vermehrt darauf: wie effizient werden die Mittel eingesetzt?

Da ist es unsere Aufgabe, vor allem meiner Vorgesetzten, der Stadtpräsidentin, die Politik zu sensibilisieren, dass eben eine Museumserfahrung, auch wenn es nur eine Person ist, die einen intensiven Moment erlebt, etwas Wertvolles ist.

Sam Keller: Was heisst überhaupt Erfolg? Die Besucherzahlen sind ein wichtiges, aber gleichzeitig gefährliches Kriterium. **Warum gibt es dieses grosse Bedürfnis des Publikums, aber auch des Museums, sich konzeptionell sich zu erweitern? Hat das nicht auch etwas mit einem Manko in unseren Städten und in unserer Gesellschaft zu tun?**

Die Kulturpolitik muss die Stadt gesamtheitlich anschauen, es ist ein Biotop. Das wäre eine Entlastung für die Museen, damit sie nicht als eierlegende Wollmilchsäue unter Überfrachtung ächzen.

Lukas Gloor: Nicht nur die Politik hat hier eine Aufgabe, sondern auch die Direktoren von Museen. Wenn es nur um konsumationsfreien Wi-Fi-Zugang geht, dann muss es nicht unbedingt in der Nähe von Kunst sein. Ich frage mich: **Wie gelingt es uns, die Bedeutung, die Kunst für uns alle hat, für die nächste Generation zu bewahren?**